

Bilder aus dem Missionsleben.

Viele dieser ritterlichen Geschöpfe zeigen sich auch recht anhänglich und treu, finden aber leider nicht überall die entsprechende Gegenliebe. Namentlich im Hochsommer, wenn die häufigen Regengüsse kommen, hüpfen und stolzieren die Frösche hellleuchtenden Auges überall umher, nicht nur im Garten und Hof, sowie auf allen Wegen und Stegen, sondern auch in der Kirche und Schule, ja selbst im Refektorium und Schlafsaal. Das Hinausschaffen nützt da wenig; denn nimmt man so einen ungebetenen Gast beim Schenkel oder Fuß und befördert ihn mit einem kühnen Wurf ins Freie, so darf man sicher sein, daß nach einer Minute der selbe Held oder einer seiner Genossen in munteren Sägen wieder angerückt kommt.

* * *

Ein anderes höchst merkwürdiges Tierchen, daß sich in unseren Gärten gar häufig findet, ist das Chamäleon. Ich bedauere nur, daß ich es unseren geehrten Lesern nicht in natura vorführen kann, denn die wenigsten Abbildungen geben auch nur einen annähernd richtigen Begriff davon. Man müßte es vor allem in Farben darstellen, und selbst das halte ich für ein vergebliches Bemühen; denn dieses Tierchen so fein und zart und schillert derart in allen möglichen Farben, bald schwarz, bald grün, bald gelb, daß ich es für unmöglich halte, es getreu im Bilde wiederzugeben. Dabei ist es wie durchsichtig, glänzt und schimmert in der Sonne wie ein Transparent, als sei es nur mit Luft gefüllt. Die beiden erbsengroßen, scharfen und rollenden Augen sind die reinsten Diamanten.

Es bewegt sich nur langsam und unbeholfen, Schrittchen für Schrittchen im Grase oder auf den Zweigen eines Baumes. Jedes Kind kann es fangen und fast wehrlos ist es jedem Feinde preisgegeben, denn es hat weder Zahn noch Stachel. Sein Vorteil besteht darin, daß es sich in der Farbe täuschend seiner Umgebung anzubequemen weiß, so daß man es oft in der nächsten Nähe nicht bemerkt. Sieht es z. B. auf einem Orangenbaum, so ist es dunkelgrün gefärbt, wie das Blattwerk des Baumes, auf dem Boden dagegen schwarz, im Grase hellgrün. Die Fliegen, fast seine einzige Nahrung, fängt es mit der Zunge. Kommt eine Mücke in seine Nähe, so rollt es ein paar mal seine in ein weißes Häutchen eingehüllten Augen, stoßt pfeilschnell, oft 2—3 Zoll weit, die klebrige Zunge hervor und wirgt dann die Beute langsam hinab.

(Fortsetzung folgt)

Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

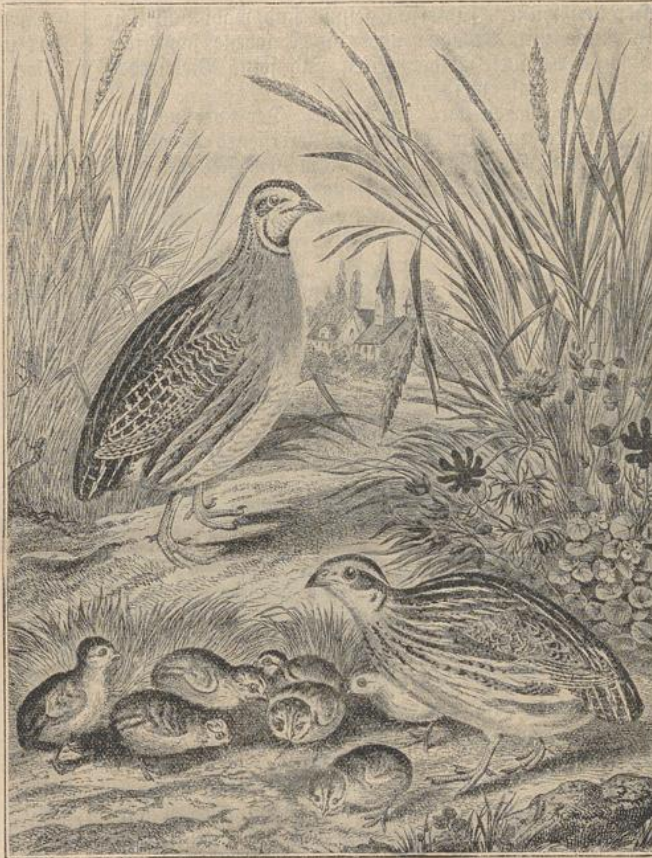
Emaus, 2. Januar 1910. — Jüngst kam ein Kaffernjunge hieher, um den „Doktor“ zu holen. Ein Anabe war nämlich beim Meßten so schlimm von einer Kuh geschlagen worden, daß ihm der Unterkiefer gebrochen und mehrere Zähne eingeschlagen wurden. Nun war ich an jenem Tage nicht zu Hause; der Junge kam daher am nächsten Tage wieder und erneuerte seine

Bitte, möglichst bald zu dem kranken Knaben zu kommen. Wohl war ich vom gestrigen Ritte her noch sehr müde, allein ich konnte dem guten Jungen die Bitte nicht abschlagen, und ging also mit.

„Ist es weit?“

„Nein, gar nicht weit; wir wohnen gleich da drüben!“

Nun, der Raffer findet selten einen Weg weit, ihm ist alles nahe. Ähnlich geht es ihm mit der Zeit; ob



Wachtel-Familie.

Die Wachtel gehört in die Gattung der kleinsten Hühner-Vögel, von denen die gemeine Wachtel die bekannteste ist. Die Wachtel ist ein Zugvogel und findet sich von Schweden bis zum Kap der guten Hoffnung und lebt meist am Erdboden zwischen hohem Getreide. Auf ihrem Zuge wird die Wachtel in Italien oft massenweise gefangen und getötet, da sie dort als große Delikatesse gilt.

er zu einer Arbeit eine halbe Stunde braucht oder zwei Stunden, ist ihm ziemlich gleich. Er kann auch gar nicht begreifen, weshalb die Weizen alles so aufs Tüpfelchen einteilen und so strenge ausrechnen.

So war es auch hier. Ich glaubte in einem halben Stündchen am Ziele zu sein, tatsächlich brauchten wir aber zwei und eine halbe Stunde. Ich hatte mein Pferd zu Hause gelassen und ging zu Fuß, bereute es aber nicht, denn der schmale Fußpfad führte geraume Zeit an so steilen, mit Steingeröll übersäten Bergabhängen vorbei, daß es eine höchst gewagte Sache gewesen wäre, hier auf dem Pferd zu bleiben. Der Weg war so schlecht, daß ich nur mühsam vorankam; mein Begleiter aber kletterte wie eine Ziege über Stock und Stein und kannte nichts von einer Ermüdung.

Die Hütten, an denen wir vorüberkamen, waren alle gut gebaut und sauber gehalten, desgleichen war das Volk anständig bekleidet, sodaß ich vermutete, sie gehörten der englischen Hochkirche an, was sich auch nachher bestätigte. Wir kamen an ein großes, langgestrecktes Tal, das einzelne, wohlgepflegte Getreideäcker aufwies. Der Kaffer pflanzt am liebsten in der Ebene und den Flußläufen entlang im Tale, während er sein Haus hoch oben auf stolzer Bergeshöh erbaut, oder wenigstens am Abhange eines Hügels. Hier hat er trockenen Boden unter den Füßen, fühlt sich gesund und wohl und läßt sein Auge mit Behagen über die Talebene schweifen, wo seine Amabele-Felder reifen und seine Viehherden im hohen Grase weiden.

Endlich waren wir am Ziel. Der verunglückte Knabe hatte nur ein halbes, arg zerrissenes Hemdchen an; die unteren Zähne waren ihm eingeschlagen und der Kiefer gespalten. Der Junge dauerte mich sehr; ich konnte leider nichts tun, als einen notdürftigen Verband anlegen; die Leute waren übrigens guter Dinge. Auf die Frage, ob sie schon getauft seien, erwiderten sie mit Stolz: „Ja, wir sind getauft und gehören zur „Church“ (englischen Hochkirche); der Vater heißt Paul, die Mutter Emma, wir Kinder aber heißen Abel, Marianette, Agnes und Esther.“ — Mehr konnte man nicht verlangen; da war ja der ganze alte und neue Bund vertreten! Viele Kaffern glauben, zwischen der katholischen Kirche und der anglikanischen Hochkirche sei nur ein geringer Unterschied, und manche von diesen Protestanten kommen am Sonntag zu uns in die Kirche, weil ihnen Emaus näher liegt als die protestantische Missionskapelle.

Als ich mich wieder verabschiedete, boten mir zwar die Leute freundlich die Hand, allein keinem von ihnen fiel es ein, auch nur ein einziges Wörtchen des Dankes auszusprechen. Dank kennt der heidnische und protestantische Kaffer nicht; sie scheinen vielmehr der Ansicht zu sein, wir „Römer“ müßten es als eine Gnade ansehen, daß sie in ihren Nöten und Krankheiten zu uns kommen, und daß sie sich unentgeltlich von uns kurieren lassen.

Der Bote, der mich auf dem ganzen Weg begleitet hatte, bat, als wir nach fünf Stunden wieder nach Emaus zurückkamen, um eine umuti (Arznei) für sich selbst. Er hustete viel und hatte alle Anzeichen von Lungenwindhucht. Ich gab ihm ein harmloses Getränk, worauf er hochbefriedigt von dannen ging.

Emaus, 18. Januar 1910. — Heute kam Basingeli, ein Heide, der aber mit einer Christin verheiratet ist, zu mir, und bat mich, seine zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, zu taufen. Ich tat es, denn die Kinder (Zwillinge) waren recht schwach, und das Mädchen offenbar krank.

Auf die Frage, wie er denn seine Kinder genannt wissen wolle, erwiderte er, er wisse keinen Namen. Da wir an jenem Tage gerade „Petri-Stuhlfeier“ begingen, wollte ich den Knaben auf den Namen Petrus taufen. Davon wollte aber der Vater nichts wissen; der Name war ihm zu schwer auszusprechen, wegen des „R“, das darin vorkommt. (Viele Kaffern sagen daher Petelus, statt Petrus.) Ich suchte im Kalender weiter und fand die beiden Heiligen „Fabian und Sebastian“. Ja, Fabian solle der Knabe heißen. Der Name klang schön und war leicht auszusprechen; das Mädchen aber erhielt den Namen Paula.

Nach dem Taufakte fragte ich den heidnischen Vater: „Weshalb willst du nicht selbst getauft werden? Du

hast ein christliches Weib und zwei getaufte Kinder, und es wäre daher wohl angezeigt, daß du hieher zum christlichen Unterricht und zum sonntäglichen Gottesdienst kämest.“

Die trodene Antwort war: „Ich kann nicht kommen; ich habe eine zerrissene Hose.“

„Weshalb kaufst du dir keine neue?“

„Weil ich kein Geld habe.“

„Du könntest dir aber leicht das nötige Geld hiezu verdienen. Weshalb arbeitest du nicht bei einem der benachbarten englischen Farmern? Du bist gesund und stark und würdest leicht Arbeit finden. Wäre das nicht besser, als träge zu Hause sitzen?“

Auf diese Frage ist mir Basingeli bis zur Stunde die Antwort schuldig geblieben. Wahrscheinlich macht er es wie so viele andere seiner schwarzen Genossen; sie leben gemächlich im Heidentum fort und verlangen erst nach der Taufe, wenn sie merken, daß der Tod schon vor der Tür steht. Das Traurigste ist nur, daß bei dieser Manipulation oft ein Rechnungsfehler mitunterläuft; denn nicht selten kommt der Herr zu Gericht in einer Stunde, da sie es am wenigsten vermuten. Gott ist gerecht und läßt seiner nicht spotten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

Portugiesische Seefahrer waren schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts an der Westküste Afrikas über den Äquator bis zum Vorgebirge Loçoz Gonçalvo vorgebrungen, das man gewöhnlich als die Grenze zwischen Ober- und Unterquinea betrachtet. Die Glanzperiode ihrer Entdeckungen beginnt aber mit Johann II., welcher im Jahre 1481 den Thron Portugals bestieg.

Glühende Begeisterung für die Ausbreitung der christlichen Religion, sowie der Wunsch, Portugals Reichthum und Macht ständig zu mehren, waren die Triebfedern seines raschen und entschiedenen Wirkens. Die Vorteile des afrikanischen Handels hatte er schon als Kronprinz kennen gelernt, da ihm der Ertrag desselben vom Könige teilweise zum Unterhalt seines Hauses zugewiesen war, kein Wunder, daß er nach Antritt seiner Regierung alles aufbot, die Entdeckungen in diesem Weltteil immer weiter auszudehnen.

Da er jedoch mit Grund befürchtete, andere Völker Europas, speziell die Spanier, Holländer und Engländer, möchten einst aus den aufgefundenen Ländern ebenfalls Nutzen ziehen wollen, ohne die Kosten und Gefahren der Entdecker geteilt zu haben, ließ er Sendschreiben an die Fürsten dieser Länder ausgehen und lud sie ein, ihm eine Unterstützung an Geld und Leuten zukommen zu lassen; als Entgelt dafür sollten sie dann einen verhältnismäßigen Anspruch auf die Eroberungen machen können. Sein Vorschlag fand jedoch nirgends Gehör. Die Fürsten glaubten, sie hätten Wichtigeres zu tun und hielten das ganze Unternehmen für eine zwecklose, gewagte und abenteuerliche Sache.

Johann II. ging nun allein vor. Um sich jedoch für alle Fälle sicher zu stellen, wandte er sich an den päpstlichen Stuhl und erbat sich vom Vater der Christenheit, dessen Autorität damals noch von allen christlichen Königen und Völkern anerkannt wurde, alle Länder, welche die von ihm ausgesandten Schiffe im fernen Süden und Osten auffinden würden, als Schenkung. Innocenz VIII. entsprach seiner Bitte in einer Bulle vom 12. September 1484.